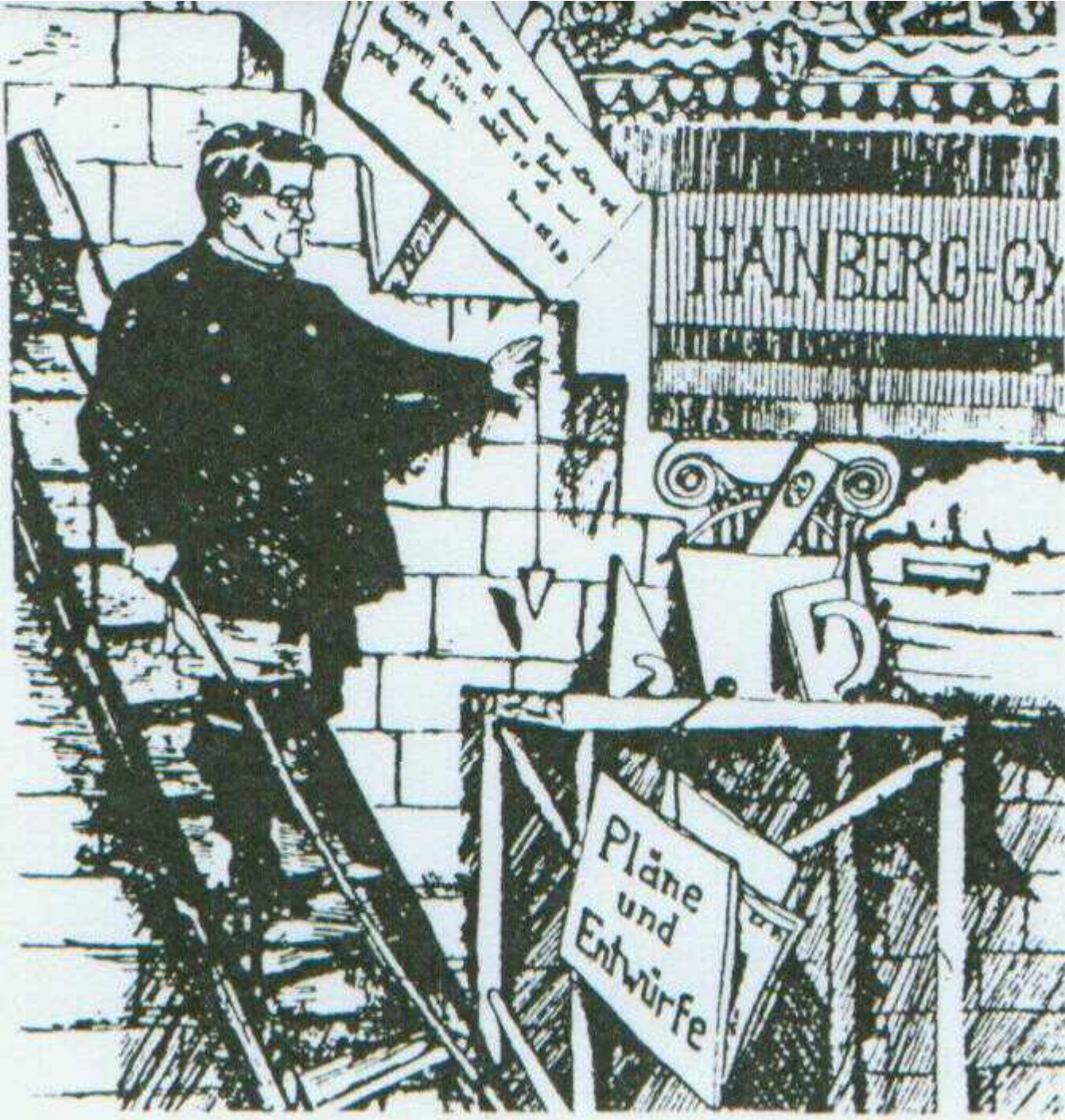


Dr. HELLMUTH ROEMER * 24.06.1924 Schulleiter von 1975 bis 1989



Die Inschrift hat folgenden Wortlaut: laetus in praesens animus quod ultra est oderit curare et amara lento temperet risu: nihil est ab omni parte beatum (Horaz, lib. II, XVI) (Ein Herz, das sich am Augenblick erfreut, begehrt wohl nicht, sich um das Weitere zu kümmern, und mildert auch das Bittere durch gelassenes Lächeln: Nichts ist in jeder Hinsicht vollkommen.)

Hellmut Roemer

Dokumentation einiger Ereignisse aus den Jahren 1973 bis 1975.

In der Wochenzeitung "DIE ZEIT" vom 19. Januar 1973 findet sich folgende Anzeige: "Am Hainberg-Gymnasium in Göttingen (neusprachliches und mathematisch naturwissenschaftliches Gymnasium für Jungen und Mädchen mit Gymnasium für Frauenbildung) ist um 1.8.1973 die Stelle des Oberstudiendirektors zu besetzen.

Die Schule hat zur Zeit 1159 Schüler in 44 Unterrichtsklassen."

Im Mitteilungsbuch der Schule steht mit Datum 8.1.1975 - fast zwei Jahre später - folgender Text:

"Liebe Kolleginnen und Kollegen! Bevor ich das Mitteilungsbuch für 1975 mit einer Terminansage amtlich eröffnen muß, möchte ich Ihnen herzlich danken für die faire und kollegiale Art, mit der Sie mich in Ihrem Kreis aufgenommen haben, bitte haben Sie Verständnis dafür, daß ich in den nächsten Tagen noch gewisse Schwierigkeiten haben werde, alle Kolleginnen und Kollegen persönlich zu begrüßen. Ich muß wohl nicht besonders betonen, daß ich Ihnen allen jederzeit zur Aussprache zur Verfügung stehe. Dankbar wäre ich ihnen, wenn Sie mich in der nächsten Zeit möglichst oft an Fach- und Klassenkonferenzen teilnehmen ließen, damit ich die Probleme der Schule möglichst bald kennen lerne. Mit der nochmaligen Bitte um vertrauensvolle Zusammenarbeit bin ich Ihr H.Roemer."

Nur wer weiß, was in den beiden Jahren zwischen diesen Ereignissen geschehen ist, kann ermessen, wie entgegenkommend dieser Text ist. Hier spiegelt sich das Wesen Hellmut Roemers. Für die, die nicht wissen, was in diesen beiden Jahren geschehen ist, werde ich versuchen, die Ereignisse zusammenzufassen.

Zuerst die Entwicklung innerhalb der Schule, ich skizziere sie anhand der Gesamtkonferenzprotokolle:

Vorweg einige Informationen aus dem Umfeld der Schule:

Am 1.1.73 ging die Schulaufsicht vom Landesverwaltungsamt, Abteilung Höhere Schule, auf den Regierungspräsidenten in Hannover über, Herr Seebaß wurde Dezernent der Schule.

Seit 1972 wurde über die Oberstufenreform und die Einführung der Orientierungsstufe debattiert.

In der GK vom 5.2.73 teilte Frau Mandt, die den erkrankten Direktor, Herrn Weppner, vertrat, mit, daß Frau Burgtorf sich um die Schulleiterstelle beworben habe. Der Personalrat solle Informationen einholen und Sorge tragen, daß das Kollegium gehört würde.

Am 4.5.73 fand dann in einer GK unter Leitung von Herrn Weppner die Vorstellung der Kandidaten statt: Herr Gerling, der sich auch beworben hatte, zog zurück, Frau Burgtorf und die Herren Dr. Roemer und Dr. Person stellten sich vor. Überliefert ist eine Frage von Frau Patze an Herrn Roemer: „Könnten Sie in einen Konflikt geraten als Schulleiter und Parteimann?" Die Antwort ist nicht protokolliert, auch das Abstimmungsergebnis ist nicht im Protokoll festgehalten worden.

In der GK am 19.12.73 teilte Frau Mandt dem Kollegium dann mit, daß das Ministerium dem Schulträger - damals der Landkreis - Herrn Dr.Roemer als Schulleiter vorgeschlagen habe, der Kreistag habe sich aber am 17.12. für Frau Burgtorf entschieden. Das Kollegium wehrte sich gegen die Entscheidung des Ministeriums; in der GK am 14.3.74 wurde ein entsprechender Brief an den Kultusminister - damals Peter von Oertzen - verabschiedet.

In der GK am 15.8.74 teilte Frau Mandt mit, daß die Schulleiterstelle erst im Oktober besetzt würde.

In der letzten GK des Jahres 1974 teilte Frau Mandt mit, daß Herr Weppner gestorben sei.

In dieser GK wurde auch mit 54 zu 11 bei 23 Enthaltungen die Entscheidung getroffen, mit der Oberstufenreform erst 1976 - und nicht wie alle anderen Göttinger Gymnasien 1975 - zu beginnen.

Nach den Weihnachtsferien wurde dann Hellmut Roemer vom Dezernenten der Bezirksregierung, Herrn Seebaß, und dem Dezernenten der Stadt, Herrn Dr.Schilling, als Schulleiter eingeführt.

Wie es dann weiterging hat Hellmut Roemer selbst in seinen Berichten im Jahrbuch 1988 "Pädagogik am Hainberg-Gymnasium - Rückblick und Ausblick" und in der Festschrift zum 125 jährigen Jubiläum der Schule "20 Jahre Haiberg-Gymnasium im Rückblick eines ehemaligen Direktors" ausführlich geschildert.

Im 2.Bericht finden sich folgende Sätze: "Es gab auch eine Reihe von Lehrerinnen und Lehrern, ein knappes Drittel, die wesentlich jünger waren als der damals knapp 49 jährige Kandidat, der sich im April 1973 bemühte, vor dieser Konferenz einen guten Eindruck zu machen. Es nützte nichts. Die Mehrheit entschied sich gegen mich.- Was dann folgte, bei den Auseinandersetzungen zwischen dem damaligen Kultusminister Prof. v. Oertzen, der mich vorgeschlagen hatte, und dem Schulträger, der das Votum der Schule übernahm und einen anderen Bewerber favorisierte, möchte ich nicht ausbreiten. Sogar ein Verwaltungsgericht wurde bemüht, das entscheiden mußte, ob der Kultusminister mich ernennen dürfe. Als diese Frage geklärt war, wurde ich, zwei Jahre nach meiner Bewerbung, am 7.Januar 1975 in mein Amt eingewiesen. das waren keine günstigen Voraussetzungen für meinen Dienstbeginn.

Ich hatte mir während des quälend langen Verfahrens natürlich auch überlegt, ob ich meine Bewerbung nicht zurückziehen sollte. Eigentlich war es gerade die extreme Überspitzung des Widerstandes gegen meine Ernennung, die mich überzeugte, daß es nicht wirklich um meine Person ging, sondern um die schulpolitische Richtung, die die neue SPD-Mehrheit damals vertrat: Die Einführung der Orientierungsstufe wurde vorangetrieben, die Oberstufenreform vorbereitet und ein Schulgesetz verabschiedet, das Veränderungen in vielen Bereichen der Schule mit sich brachte."

Hellmut Roemer schreibt, es ging nicht um seine Person, sondern um die schulpolitische Richtung; aber die Person wurde angegriffen - in einer unerträglichen

Weise. Das möchte ich anhand einiger Pressezitate in Erinnerung rufen:

Im Anfang blieb es noch relativ freundlich. Schlagzeile im GT vom 26.02.74 CDU: Zum Thema "Schulleiter" außerordentliche Kreistagssitzung, dann im Text "Dr.Roemer habe sich zusätzlich dadurch selbst disqualifiziert, daß er im Kreistag (Hellmut Roemer war

Kreistagsabgeordneter) gegen die Bereitstellung der notwendigen Mittel für den Ausbau des Hainberg-Gymnasiums gestimmt habe, dessen Leitung er jetzt übernehmen soll."

Die Leserbriefschlacht tobte: "Krasser Fall von Rechts- und Verfassungsbruch" - "Schlechter Stil der CDU", ein Brief von Professoren des Pädagogischen Seminars - "Endlich einmal ein anderer Gymnasialleiter" - Die CDU-Kreistagsfraktion entschloß sich dann am 5.3.74, die Entscheidung des Niedersächsischen Kultusministers gerichtlich anzufechten. Begriffe wie "Perfekter Schulkandal" - "Mißachtung der Mitbestimmungsrechte" - "Rechtsmißbrauch" - beherrschten jetzt die Debatte."

Herr Gerling hatte sich inzwischen um die zur gleichen Zeit freie Schulleiterstelle am Neuen Gymnasium (THG) beworben. Mittlerweile hatte auch der Landtagswahlkampf begonnen. Überregionale Zeitungen beschäftigten sich mit dem Thema: In der FAZ hieß es am 7.3.74 u. a.: Oertzen nimmt parteipolitische Manipulationen vor, er will die Direktorstelle mit einem linientreuen Genossen besetzen. DER BLICK erschien am 8.3.74 mit der Schlagzeile: "Fachliche Eignung oder Parteibuch ? - Das ist die Frage. Mitbestimmung nur eine Farce. "

Am 13.3.74 nehmen 8 Professoren (Euchner, Grebing, Gregl, Kettler, Lösche, Sinapius, Sonntag und Wagenknecht) nochmals öffentlich für Helmut Roemer Stellung.

Am 21.3.74 untersagte dann die Erste Kammer des Verwaltungsgerichtes Hildesheim, die Schulleiterstelle am Hainberg-Gymnasium mit Dr.Roemer zu besetzen. Von Oertzen betonte in einem Interview, in erster Linie habe die fachliche Qualifikation des Bewerbers den Ausschlag gegeben, er habe die Bewerberin aus dem Kollegium - Frau Burgtorf - unberücksichtigt lassen müssen.

Das Land nahm die Verhandlungen mit dem Schulträger wieder auf. Die Leserbriefflut stieg an, auch Frau Dr. Scheithauer und Herr Dr. Block äußerten sich gegen Hellmut Roemer.

In der Hauptverhandlung vor dem Verwaltungsgericht in Hildesheim ging es dann um seine Qualifikation. Dem Gericht wurde ein Brief vorgelegt, in dem er beschuldigt wurde, "als führender Schulpolitiker der SPD im Raum Göttingen in einer Elternversammlung im Juli 1973 im Max.Planck-Gymnasium Argumente durch Lautstärke ersetzt zu haben und sich intolerant und unsachlich geäußert zu haben." Das Ministerium legte positive Elternbriefe vor. Die CDU ließ die Kandidatin Burgtorf fallen und entschied sich für den dritten Bewerber: Dr. Person. Dr. Suhr, der Anwalt der CDU, beschuldigte beim nächsten Verhandlungstermin Hellmut Roemer, er solle wegen Trunkenheit am Steuer vorbestraft sein - Hellmut Roemer erstattete gegen Dr.Suhr Strafanzeige wegen verleumderischer Behauptungen. Hellmut Roemer war am Ende seiner Kräfte. Peter von Oertzen machte ein Kompromißangebot: Gerling wird Schulleiter am Neuen Gymnasium, Roemer am Hainberg Gymnasium; die absolute Mehrheit der CDU im Kreistag lehnte ab. DIE WELT vom 8.5.74:"Aufstand gegen Oertzens Personalpolitik

- Göttinger CDU-Politiker und Eltern schalten im Schulstreik das Verwaltungsgericht ein" - im Text heißt es dann..."ein Mißbrauch des Schulgesetzes, das im 3..Reich, in der DDR, in der Sowjetunion nicht diktatorischer, nicht zentralistischer gegen den Willen der Basis gehandhabt werden könnte." Eine Wählerinitiative setzte sich im Landtagswahlkampf für Hellmut Roemer ein.

Am 27.5. wies dann das Hildesheimer Verwaltungsgericht die CDU-Klage ab.

Die Stelle konnte mit Hellmut Roemer besetzt werden.

Der Regierungspräsident in Hannover hätte ihn sofort mit der kommissarischen Leitung beauftragen können. Er tat es nicht.

Die CDU-Fraktion legte Berufung gegen das Urteil ein.

In seiner letzten Sitzung des Kabinetts vor den Landtagswahlen am 9. Juni wurde beschlossen, Dr. Roemer "mit Vorbehalt" zum Leiter des Hainberg-Gymnasiums zu ernennen. Der Vorbehalt bezog sich auf die formelle Aufhebung der einstweiligen Anordnung, die Besetzung nicht vornehmen zu dürfen. Jetzt wurde das Obergerverwaltungsgericht Lüneburg tätig und untersagte die Besetzung. Ich will den weiteren Ablauf nur noch kurz schildern: Mahrenholz wurde neuer Kultusminister. Das Verfahren vor dem Obergerverwaltungsgericht wurde gewonnen. Hellmut Roemer wurde am 07.01.75 vom FKG abgeordnet und am 11.2.75 Oberstudiendirektor am HG. Am THG wurde neu ausgeschrieben, Gerling wurde von der CDU fallengelassen, Steffan wurde Schulleiter. 24.06.1994 C.Meyer

1988 Pädagogik am Hainberg-Gymnasium – Rückblick und Ausblick – aus Anlass des 75jährigen Gebäudejubiläums am Friedländerweg

Am 19. Mai 1913 wurde in Göttingen ein stattlicher Schulneubau feierlich eingeweiht. Das städtische Lyzeum, ehemals "höhere Töchterschule", erhielt am Friedländer Weg 19 sein endgültiges Domizil. Ein Hainberg-Gymnasium gab es damals noch nicht. Aber es ist aus dem Lyzeum - später Oberlyzeum, dann Oberschule und schließlich Gymnasium für Mädchen - hervorgegangen. Wir begehen also die 75. Wiederkehr der Fertigstellung des Hauses, in dem wir noch heute leben, das wir mögen und in dem wir uns wohlfühlen, trotz manchen Mangels.

Das Hainberg-Gymnasium feiert gerne eine Tradition, die sich aus der Zeit der Mädchenschule erhalten hat -, aber der Anlass ist auch aus einem anderen Grunde willkommen: Vor reichlich anderthalb Jahrzehnten erhielt die Schule ihren jetzigen Namen, und die ersten Jungen wurden in die 5. Klasse des bis dato rein weiblichen Gymnasiums aufgenommen. Die Schule ist inzwischen eins der größten Gymnasien Niedersachsens, mit einem eigenen Gesicht, wie viele sagen, ob sie das nun positiv meinen oder nicht. Da wird es Zeit, einmal zurückzublicken, ein Fazit zu ziehen und zu überlegen, wie es weitergehen soll.

Daran liegt mir auch persönlich: Im Januar 1975 wurde ich als Leiter des Hainberg-Gymnasiums eingesetzt. Nun bin ich zwar nicht der Auffassung, ein Schulleiter solle "seine" Schule "prägen", und eher skeptisch bin ich auch hinsichtlich seiner Möglichkeiten, eigene pädagogische Vorstellungen gegenüber den Kultusbehörden, dem Schulträger, dem Kollegium, der Eltern- und Schülerschaft durchzusetzen. Aber natürlich hatte ich die

Hoffnung, z u s a m m e n mit anderen etwas bewegen und bewirken zu können. Insofern ist dies auch eine Gelegenheit, mir selbst Rechenschaft zu geben.

Dabei kann es nicht darum gehen, Erreichtes und nicht Erreichtes aufzuzählen und gegeneinander abzuwägen: Eine öffentliche Schule von der Größe und Komplexität des Hainberg-Gymnasiums befindet sich nie länger im Zustand der Stabilität. Einwirkungen von außen (von der Gesellschaft, der Politik, den wirtschaftlichen Entwicklungen usw.) und von innen (Veränderungen des Schülerverhaltens, der Zusammensetzung des Kollegiums usw.) schaffen ständig neue administrative, pädagogische und psychologische Situationen und Probleme. Was heute gelungen scheint, kann sich morgen als überholt oder falsch erweisen.

Hinzu kommt noch ein anderes Problem, das ständig neu überdacht werden muss: Wohin, wozu sollen wir die jungen Menschen, die uns anvertraut sind, erziehen? Woher sollen wir wissen, was für sie, die im 21. Jahrhundert leben, arbeiten, eine Familie gründen, Kinder erziehen, alt werden und schließlich sterben müssen, gut und richtig ist? Gewiss, da gibt es Schulgesetze, Verordnungen, Erlasse, Richtlinien usw., in denen die Strukturen des Schulwesens, der Bildungsauftrag, die Lehrinhalte und -Methoden und vieles andere allgemein festgelegt sind. Aber im „Unterricht, im alltäglichen Umgang mit den Schülerinnen und Schülern, bei Entscheidungen über deren ganz persönliches Schicksal hilft das oft nicht sehr weit. Denn schließlich haben auch Lehrer, wie alle anderen, ganz unterschiedliche Vorstellungen vom Menschen und davon, was er können und wissen sollte, um für das Leben gerüstet zu sein. Für die ersten Schuljahre gibt es vielleicht eine gewisse Übereinstimmung, obwohl sie nicht weit reicht. Aber später? Ist z. B. die Kenntnis von ein oder zwei Fremdsprachen unabdingbar? Wie steht es mit höherer Mathematik, mit Gentechnologie oder Rechtskunde? Sollten die Lehrgegenstände in Fächern isoliert oder in Sach- und Lebenszusammenhängen eingebettet erarbeitet werden? Ist es gut, wenn man streng ist? Wie steht es mit dem Unterrichtsstil, der Leistungsbewertung, der Auslese? Wäre es vielleicht für die Entwicklung von sozialem Verantwortungsbewusstsein, von Toleranz und Solidarität vorteilhafter, alle Schülerinnen und Schüler trotz unterschiedlicher Leistungsfähigkeit möglichst lang zusammenzulassen? usw. In einem aus über 100 Akademikerinnen und Akademikern mit unterschiedlicher Lebens- und Studiererfahrungen zusammengesetztes Kollegium gibt es auf solche Fragen fast ebensoviele verschiedene Antworten. Selbst dort, wo durch politische Entscheidungen ein scheinbar eindeutiger Rahmen gesetzt ist, gibt es breite Verhaltensspielräume. Das wird uns vom Schulgesetz auch ausdrücklich eingeräumt: "Die Schule soll Lehrern und Schülern den Erfahrungsraum und die Gestaltungsfreiheit bieten, die zur Erfüllung des Bildungsauftrages erforderlich sind."

Die Frage ist also: Wie hat das Hainberg-Gymnasium diese Gestaltungsfreiheit genutzt? Gibt es trotz unterschiedlicher Auffassungen der an dieser Schule Unterrichtenden doch so etwas wie einen eigenen Stil, ein Profil?

Kurzum: Unterscheidet sich das Hainberg-Gymnasium von anderen Gymnasien, und wenn ja, worin? Ein delikates Thema, dem ich mich nur auf Umwegen nähern möchte.

Das Hainberg-Gymnasium war - seit es diesen Namen trägt - vor allem eine sehr große, total überfüllte Schule, die zunehmend unter Lehrermangel litt. Alljährlich mussten zwischen 180 und 220 Schülerinnen und Schüler (die ersteren waren - und sind -noch immer in der Mehrzahl) aufgenommen werden, um den "Schülerberg" zu bewältigen. 1980 war der Höhepunkt erreicht: 1670 Schülerinnen und Schüler (heute 1150), die nur noch in Schichten unterrichtet werden konnten. Das Image der Schule war damals vor allem bestimmt von dieser Überfüllung, von der Vergangenheit als Mädchenschule mit einem besonderen Zweig, der Frauenoberschule ("Puddingabitur"), und vielleicht auch von der Tatsache, dass der neue Direktor, der sich als Kommunalpolitiker für die Gesamtschule eingesetzt hatte, nur nach einem großen politischen Wirbel eingesetzt worden war. Die Studenten- und Schülerunruhen lagen zwar schon einige Jahre zurück. Aber es wurde noch heftig um schulpolitische Fragen gestritten. Zwei einschneidende Veränderungen, die noch ins Haus standen, erregten die Gemüter besonders: die Reform der Oberstufe und die Einführung der *Orientierungsstufe*.

Die Oberstufenreform war 1972 von der Kultusministerkonferenz im Grundsatz beschlossen worden und in Niedersachsen bis 1972 soweit vorbereitet, dass die ersten Gymnasien mit der Durchführung beginnen konnten. Wie bei jeder Reform, und bei Schulreformen insbesondere, gab es eine starke Opposition, und zwar aus den verschiedensten Gründen, die ich nicht alle aufzählen will. - Die übrigen Göttinger Gymnasien, obwohl sicherlich nicht geradezu begeistert von den bevorstehenden einschneidenden Veränderungen, entschlossen sich, die Organisation der Oberstufe sofort, d. h. ab Sommer 1975, umzustellen, weil die Mehrheit bei allen Vorbehalten doch auch die Vorteile erkannt hatte. Auch im Hainberg-Gymnasium wurde ausweislich der Protokolle schon früh und sehr intensiv darüber diskutiert. Aber schließlich beschloss man, die Reform soweit wie möglich hinauszuschieben.

Ich selbst hielt eine radikale Umgestaltung der Oberstufe seit langem für notwendig. Da war einmal die deprimierende Erfahrung, dass sich viele Schüler jahrelang lustlos und erfolglos mit bestimmten Fächern abquälten, bei denen abzusehen war, dass sie sie später niemals nutzen würden.

Für meine Fächer, die beiden alten Sprachen, galt das besonders. (Kürzlich las ich in der Zeitung, dass einer meiner früheren Schüler, der in Latein nie über ein "Mangelhaft" gekommen war, zum Professor ernannt worden ist!) - Es gab aber auch grundsätzlichere

Überlegungen, z.B. die, dass sich unser Wissen auf allen Gebieten in den letzten Jahrzehnten derart vermehrte, so viele neue Wissensbereiche entstanden und die Spezialisierung vorangetrieben wurde, dass der Versuch scheitern muss, a l l e n Schülerinnen und Schülern gleichartige und zugleich gründliche Kenntnisse in a l l e n Wissensgebieten zu vermitteln. Wenn dem so ist, wie soll man dann vernünftig entscheiden, was gelernt werden soll? Gewiss: eine Art gemeinsamer Grundbildung - so schwer sie zu bestimmen ist - ist notwendig, damit Menschen sich selbst und die Welt verstehen und mit anderen darüber reden können. Aber daneben müssen sich Gymnasiasten eben auch auf den Beruf, auf das Studium, auf ihren eigenen, ganz speziellen Lebensweg vorbereiten, d. h. sie sollten nach zehn Jahren mit festem Lernprogramm endlich ihre Lernschwerpunkte selbst bestimmen können. (Andere müssen sich in diesem Alter endgültig für einen Beruf entscheiden.)

Die Vereinbarung der Kultusminister über die Neugestaltung der Oberstufe schien mir deshalb insgesamt vernünftig zu sein, wenn auch nicht in allen Einzelheiten: Vieles war mir noch immer zu starr oder zu kleinlich, der organisatorische Rahmen zu kompliziert, und vor allem fehlten mir Elemente wirklicher Berufsvorbereitung, wichtig für alle, die zwar das Abitur ablegen, aber dann nicht studieren wollten.

Als ich an das Hainberg-Gymnasium kam, hoffte ich deshalb, das Kollegium, die Eltern und die Schülerinnen und Schüler davon überzeugen zu können, dass es sich lohne, die Oberstufenreform nicht nur als organisatorische Veränderung, sondern als Chance zu einem grundsätzlichen Neuansatz zu verstehen und entsprechend zu gestalten. Zu meinem Glück fand ich an der neuen Schule viele Kolleginnen und Kollegen, die bereit waren, darüber mit mir zu diskutieren und schließlich einen organisatorischen, inhaltlich-methodischen und *allgemein* pädagogischen Rahmen zu entwickeln, der der Oberstufe des Hainberg-Gymnasiums von Anfang an wohl doch eine besondere Prägung gegeben hat. Schülerinnen und Schülern eine möglichst breite Entscheidungs- und Wahlfreiheit einzuräumen und sie dabei durch ein von Verständnis, Freundlichkeit und gegenseitige Hilfsbereitschaft bestimmtes Schulklima zu unterstützen, waren dabei oberste Prinzipien. Das hieß z. B.: Neue Fächer wurden angeboten und innerhalb der Fächer ein breites Spektrum von Themen und Schwerpunkten entwickelt. Nicht nur die Fächer und Kursthemen, sondern auch die Kursleiter/innen stehen zur Wahl. Voraussetzung dafür sind neben einem ausführlichen Kursverzeichnis ein relativ aufwendiges Beratungs- und Wahlverfahren und eine Stundenplangestaltung, die auch die Korrektur von Fehlentscheidungen ermöglicht. - Nach dem Wegfall der Klassengemeinschaft hielten wir die persönliche Betreuung in den Tutorengruppen für besonders wichtig. Die Mehrheit des Kollegiums entschied sich dafür, dass auch die Tutoren/innen frei gewählt werden können (keine automatische Zuweisung an

bestimmte Kursleiter/innen). So entstanden oft (nicht immer) Gruppen mit einem engen, den einzelnen stützenden Zusammenhalt.

Eine besondere Herausforderung waren diejenigen Schülerinnen und Schüler, die von anderen Schulen und Schularten auf unsere Oberstufe kamen, nachdem sie den erweiterten Sekundarabschluss I erhalten hatten. Wir haben von Anfang an große Anstrengungen unternommen, gerade diesen Schülern über ihre Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen und sie in die Gemeinschaft der neuen Schule einzubinden. Förderunterricht, Integrationsveranstaltungen wie ein Landheimaufenthalt am Anfang der 11. Klasse, ein breites Angebot von Fremdsprachen, die in der Oberstufe neu beginnen, sind hier u.a. zu nennen. - Bewusst wurden an unserer Schule auch viele junge Erwachsene, manchmal auch nach dem Abschluss einer Berufsausbildung, aufgenommen, die ebenso viel zur Bereicherung des Schullebens beigetragen haben wie die zahlreichen ausländischen Schüler, die nach oft sehr ungewöhnlichen Schullaufbahnen zu uns kamen und trotzdem zum Teil exzellente Examina ablegten.

Unsere Oberstufe wurde bei den Schülern in Göttingen und Umgebung bald sehr beliebt. Alljährlich kennen 60 bis 80 Schülerinnen und Schüler der 11. Jahrgangsstufe neu an die Schule. Die sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, die sie mitbringen, stellen uns vor viele neue pädagogische Aufgaben. Ich muss gestehen, dass ich mit meiner Praxis, auch schwierige Schülerinnen und Schüler mit zum Teil verkorksten, unkonventioneller Bildungsgängen oder psychischen Schwierigkeiten aufzunehmen, dem Kollegium Ungewöhnliches zugemutet habe. Natürlich hat es dabei auch Enttäuschungen und Fehlschläge gegeben. Meine Kolleginnen und Kollegen sind mir aber, trotz gelegentlichen Grummelns, schließlich immer gefolgt und haben sich mit ungewöhnlichem Engagement auch für scheinbar hoffnungslose Fälle eingesetzt. Erfolge waren unter diesen Umständen nur möglich, weil sich allmählich bei der Mehrheit des Kollegium: ein grundsätzlicher Konsens entwickelte über unsere Absichten und Ziele im pädagogischen Umgang mit jugendlichen Erwachsenen: Natürlich sollen sie zunächst einmal im traditionellen Sinne lernen, möglichst viel und mit Begeisterung; das ist die Aufgabe der Schule. Aber sie sollen auch reifer werden, d. h. allmählich Verantwortung für sich und andere übernehmen, eigene Initiativen entwickeln und alle übrigen Voraussetzungen für ein befriedigendes, womöglich gutes und glückliches Leben erwerben. Dies setzt ein Verhältnis zu unseren Schülern voraus, das über die bloße Vermittlung von Wissen hinausgeht und getragen ist vom Verständnis für die besonderen Bedürfnisse und Schwierigkeiten, die jeder einzelne Schüler hat. Und es sollte, bei aller harten Arbeit, möglichst auch viel Lernfreude, menschliche Wärme, Spiel und Spaß an der Schule geben.

Die Einführung der Orientierungsstufe war die zweite einschneidende Veränderung. Ich will das Für und Wider nicht noch einmal ausbreiten. Die Absichten auch dieser Reform sind mir aber durchaus plausibel: Sie entlastet die Grundschulen von der im Grunde unmöglichen Aufgabe, über neunjährige Kinder ein Eignungsurteil abgeben zu müssen, das nach Lage der Dinge zwar nicht zuverlässig sein kann, aber eben doch meist endgültig über Schul- und Lebenschancen entscheidet. Seit wir die Orientierungsstufe haben, kommen deutlich mehr Kinder aus bisher bildungsfernen Schichten - vor allem auch Mädchen - auf die Realschulen und Gymnasien. Die Eignungsempfehlungen sind in gewissem Umfang zuverlässiger geworden, und außerdem können Zwölfjährige schon eher auf die Wahl der Schulart selbst Einfluss nehmen.

Da die Mehrheit des Kollegiums diese Sicht mit mir teilte, gab es von vornherein eine große Bereitschaft, sich auf die neue Situation einzustellen. Besonders schien es wichtig, den Schülerinnen und Schülern den zweiten Schulwechsel in zwei Jahren so leicht wie möglich zu machen. "Leicht" soll hier heißen: ihnen die Ängste vor der neuen Schule, den vielen neuen Lehrern und Mitschülern zu nehmen; sie nicht dauernd fühlen zu lassen, was sie alles noch nicht wissen, sondern sie zu ermutigen und Schritt für Schritt an die Arbeitsweisen und Anforderungen des Gymnasiums heranzuführen. Auf welchen Wegen, mit welchen Mitteln wir das zu erreichen versuchen, möchte ich hier nicht im einzelnen darstellen. Ein Landheimaufenthalt zu Beginn der 7. Klasse, die wöchentliche Verfügungsstunde mit den Klassenlehrern, Förderunterricht gehören genauso dazu wie die enge Zusammenarbeit mit den Orientierungsstufen, besonders intensive Beratung der Eltern und regelmäßige sogenannte pädagogische Konferenzen für die Klassen 7 und 8. Ich glaube, dass wir dabei auf dem richtigen Wege sind. Die meisten Schülerinnen und Schüler fühlen sich bald bei uns wohl, nach meiner Überzeugung eine der wichtigsten Voraussetzungen erfolgreichen Lernens und einer gesunden Persönlichkeitsentwicklung.

Ein Problem kann damit allerdings nicht gelöst werden: In einem auf Auslese beruhenden Schulsystem wie dem unseren gibt es Kinder, die es trotz aller Hilfen nicht schaffen. Die Eignungsempfehlungen der Orientierungsstufen sind zwar, verglichen mit den früheren Gutachten, wesentlich zuverlässiger. Aber einmal haben Eltern das Recht, sich darüber hinwegzusetzen. Zum anderen ist die Prognosesicherheit nicht so groß, dass nicht auch Schüler/innen mit Gymnasialempfehlung scheitern könnten. Umgekehrt zeigt sich, dass Realschulempfohlene durchaus erfolgreiche Gymnasiasten werden können. Das ist nicht verwunderlich und natürlich auch kein Vorwurf gegenüber den Orientierungsstufen:

Menschen, junge zumal ändern sich ständig und können in neuen Situationen ganz andere Entwicklungen nehmen. - Da ich in Informationsveranstaltungen auch auf diese durch

landesweite Statistiken erhärtete - Selbstverständlichkeit hinwies, habe ich vielleicht manche Eltern verwirrt und in Konflikte gebracht. So entstand wohl auch der Eindruck in der Öffentlichkeit, am Hainberg-Gymnasium komme man als Leistungsschwächerer eher durch. Das hat uns ein« Weile zu schaffen gemacht. Wenn ein Körnchen Wahrheit darin enthalten sein sollte, dann, so denk« ich, in dem Sinne, dass wir unsere Aufgabe als Pädagogen nicht im Auslesen sehen, sondern darin, jedem einzelnen Kind, so gut und so lange es irgend sinnvoll erscheint, dabei zu helfen, die Lernziele zu erreichen. Ich muss gestehen, dass ich es jedes mal als eine schmerzliche Niederlage empfinde, wenn ein Kind - wer weiß genau aus welchen Gründen? - so leistungsschwach wird, dass es sitzenbleiben oder gar die Schule verlassen muss.

Ich weiß nicht, ob die Zahl der "problematischen" Schülerinnen und Schüler insgesamt wirklich sehr viel größer geworden ist, wie man allgemein annimmt. Tatsache ist, dass heute viel mehr und andere Kinder aufs Gymnasium gehen. Damit hat sich natürlich sein geistiges Klima, seine Umgangs- und Arbeitsweisen, ja seine Ziele und Aufgaben, ob man es nun wahrhaben will oder nicht, sehr stark verändert. Viele bejahen - wie ich - diese Veränderungen oder nehmen sie als Faktum hin. Wahrscheinlich sind sich aber weder Kultusbehörden und Schulaufsicht noch die Unterrichtenden über die Konsequenzen voll im Klaren. Der - eher konservative- Bielefelder Erziehungswissenschaftler Klaus Hurrelmann beschreibt die Situation folgendermaßen: "Der Weg des Gymnasiums ist nicht so einfach, wie er auf den ersten Blick erscheint. Der hohe Anspruch der Schüler ist zustande gekommen, weil die Eltern in allen sozialen Schichten mit großem Nachdruck auf einen anspruchsvolleren Schulabschluss ihrer Kinder drängen. Die meisten Eltern haben heute hohe oder überhöhte Bildungserwartungen (sprich: Zertifikatserwartungen) und produzieren damit ... hohe Belastungen für ihre Kinder. Erschwerend kommt hinzu: Die Jugendphase ist heute ein schwer berechenbarer Lebensabschnitt mit sehr widersprüchlichen Anforderungen an das Verhalten von Jungen und Mädchen... Hier kommt der Schulform Gymnasium eine völlig neue Aufgabe zu: Beratung und Unterstützung Jugendlicher bei der Bewältigung der schulischen und auch der außerschulischen Anforderungen und Lebensprobleme darf auch für die Gymnasien kein Fremdwort mehr sein."

Die Auswirkungen dieser "hohen Belastungen" der Jugendlichen spüren wir alle. Unkonzentriertheit, Verhaltensauffälligkeiten, Schulphobien und eine große Zahl von anderen psychosomatischen Erkrankungen bestimmen zwar Gott sei Dank nicht das Gesamtbild der Schülerschaft, aber sie gehören doch zu unserem pädagogischen Alltag. Meine Kolleginnen und Kollegen haben darin eine neue, wichtige Aufgabe erkannt und sie angenommen. In Zusammenarbeit mit der Erziehungsberatung, der Kinder- und Jugendpsychiatrie, mit Tiefenbrunn, unterstützt von den Schulpsychologen und Beratungslehrern konnte eine nicht

geringe Zahl von Kindern so weit stabilisiert werden, dass sie die Schule besser, manchmal auch gut bewältigten. (Manchmal war alle Mühe vergebens.)

Gelingen kann so etwas nur, wenn möglichst enge und vertrauensvolle persönliche Kontakte bestehen zwischen allen, die als Lernende, Lehrende und Eltern miteinander zu tun haben. Die Schule sollte eben nicht in erster Linie - wie uns die Schulaufsicht weismachen will - eine Dienststelle sein, die Erlasse und Verfügungen auszuführen hat, sondern ein lebendiges Geflecht menschlicher Beziehungen und Interaktionen. Ein betont demokratischer, auf grundsätzlicher Gleichberechtigung beruhender Übergangstil ist Teil davon.

Ich hoffe, es ist deutlicher geworden, was ich mit einem angelsächsischen Ausdruck "the philosophy of our school" nennen möchte, also die theoretischen Grundlagen und die pädagogischen Zielrichtungen unseres Tuns, die Sie sind natürlich einem ständigen kritischen Diskurs ausgesetzt, der in allen möglichen teils informellen, teils institutionalisierten Formen stattfindet. Der Intensität, der Lebendigkeit dieser Auseinandersetzungen, bei denen ich oft genug Haare lassen musste, verdanke ich nicht nur viele neue Einsichten.. Sie hat mir auch (fast) Immer Freude gemacht und Respekt abgenötigt.

Aus dem Gesagten geht hervor: Der jetzige Zustand der Schule ist alles andere als ein Ruhekitzel. Wie könnte, wie sollte es weitergehen? Bei dieser Frage muss ich mich immer wieder daran erinnern, dass ich im nächsten Jahr das Pensionsalter erreiche und als "lame duck" selbst nicht mehr viel werden ausrichten können. Schon jetzt zeichnen sich jedoch in den Überlegungen mancher Kolleginnen und Kollegen neue Tendenzen und Schwerpunkte ab: Wie kann die Arbeit in den Klassen 9 und 10 verbessert werden? Wie können wir den Schülerinnen und Schülern in dieser besonders schwierigen Lebensphase besser helfen, sie besser schützen? Kleinere Klassen sind wichtig, aber m. E. nicht allein entscheidend. Wir brauchen mehr Förderunterricht (nicht nur die wenigen Lehrerstunden, die manchmal - eher zufällig - übrig bleiben), sehr zusätzliche Angebote vor allem im sportlichen und musischen Bereich, aber nicht nur dort; mehr Beratungslehrer (Jetzt zwei für weit über tausend Schüler); eine Ausgestaltung des Schulgrundstückes, die es den Schülern erleichtert, die Schule nicht nur als Ort des Lernens, sondern des Lebens anzunehmen (hier wird die Einbeziehung des Hesseschen Grundstücks weiterhelfen); endlich: eine für Schüler und Lehrer gemeinsame Bücherei, die sachkundig betreut und immer geöffnet. in Freistunden oder nach der Schule zum Lesen einlädt. (Darüber würde ich gern mehr sagen, weil ich den jetzigen Zustand an fast allen Gymnasien für unglaublich, ja skandalös halte. Wo, wenn nicht hier, sollen junge Menschen im Televisionszeitalter das Lesen lernen, es lieben lernen? Dass ist vermutlich für sie wichtiger als Informatik und Computertechnik.)

In der Oberstufe sollten vielleicht noch weitere Fächer (Psychologie, Philosophie, Rechtskunde, "exotische" Sprachen wie z.B. Chinesisch - bei uns schon AG Arabisch, Kiswahili) angeboten werden. - Einen Teil wirklicher Berufsvorbereitung in die Oberstufe hereinzuholen, ist ein alter Traum von mir und wird von besonders optimistischen Kollegen als zukünftige Aufgabe ins Auge gefasst. - Aber auch die moralische und politische Erziehung unserer Schüler, ihre Hinführung zu[^] zur Verantwortung für sich, ihre Mitmenschen, das Gemeinwesen, in dem sie leben, bedarf noch vieler neuer Überlegungen und Anstrengungen (aktives Engagement im Umweltschutz, soziales Engagement in der Nachbarschaft der

Schule, In der Dritten Welt, in der Friedenspolitik usw.). Aus dieser - bei weitem nicht erschöpfenden - Liste von Fragen und Desiderata wird deutlich, wie weit das Hainberg-Gymnasium von den Idealen seiner Lehrerinnen und Lehrer entfernt ist. Wie ich sie aber kenne, werden sie nicht aufgehen.

Hellmut Roemer

1991 zum 125jährigen Jubiläum des Hainberg-Gymnasiums

20 Jahre Hainberg Gymnasium im Rückblick eines ehemaligen Direktors

Wenn ich mich zu erinnern versuche, wie sich das Hainberg Gymnasium *in* den letzten zwei Jahrzehnten verändert hat. bin ich, ehemaliger Leiter dieser Anstalt (1975/89), gezwungen, mich auch mit meiner eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, Diese Jahre fallen im wesentlichen mit der Zeit zusammen, die für mich Höhepunkt und Ausklang eines nicht ganz geradlinigen, aber im ganzen sehr befriedigenden Berufsweges war- Wenn ich in meinen Aufzeichnungen, den Schulprotokollen und anderen Unterlagen blättere, wird mir bewusst, wie sehr auch ich mich inzwischen gewandelt habe. Die Zeiten ändern sich eben, und wir ändern uns in ihnen, wie es Ovid in bewundernswerter Knappheit gesagt hat.

Was für einzelne Menschen gilt, gilt noch stärker für eine Institution wie die Schule, oder für eine einzelne Schule wie das Hainberg-Gymnasium, Schule ist in besonderem Maße ständigen Änderungen ausgesetzt: Alljährlich nimmt sie junge Menschen mit neuen Verhaltensweisen, mit neuen Problemen. Wertvorstellungen und Idealen auf und bekommt damit, ob sie will oder nicht, ein anderes Gesicht. Und außerdem richten Staat, Gesellschaft, Parteien, Wirtschaft, Verbände, Religionsgemeinschaften usw., aber auch Eltern und Pädagogen immer neue und oft sehr verschiedene Forderungen an die Schule, in der Erwartung, über eine veränderte Erziehung könnten die nachwachsenden Generationen einen besser für das Leben vorbereitet werden. Da diese Forderungen, wie gesagt, sehr unterschiedlich sind, ist die Schule einem ständigen Kampf der gesellschaftlichen

Kräfte ausgesetzt. Dieser politische .Aspekt der Gestaltung von Schule wird oft negativ beurteilt, weil man meint, dass die Schule damit fremden, sie nur störenden Einflüssen ausgesetzt wird. Engstirnige Partei- und Verbandspolitiker sind natürlich überall schädlich. Aber wenn wir glauben, dass die Schule und die Erziehung der Kinder auf ihr wichtig sind, besonders wichtig vielleicht, wie können sie dann von dem demokratischen Wettstreit um das Bessere ausgenommen werden ?

Ich setze diese Betrachtungen voran, weil sie in dem folgenden Bericht eine gewisse Rolle spielen. Denn ich war, bevor ich mich um die Schulleiterstelle am Hainberg-Gymnasium bewarb, zwar vor allem Lehrer, aber seit längerem auch sozialdemokratischer Schulpolitiker, und als solcher bei vielen durchaus umstritten. Ich bewarb mich In der Hoffnung» die Schule könne sich verändern, zum Besseren natürlich!

Die erste einschneidende Veränderung hatte schon vor meiner Zeit am Hainberg-Gymnasium stattgefunden: die Einführung der Koedukation. Ich habe als Kreistagsabgeordneter - der Landkreis war damals Schulträger - an einem entsprechenden Beschluss mitgewirkt und ihn in einer Rede begründet. Im Kollegium des damaligen „Gymnasiums für Mädchen“ gab es zunächst einen gewissen Widerstand (noch bei meiner Bewerbung 1973 wurde ich dazu kritisch befragt), aber schließlich gab die Gesamtkonferenz 1971 mit großer Mehrheit ihr Plazet. Auch den jetzigen Namen - der alte stimmte ja nicht mehr - erhielt die Schule in jenem Jahr. Die Geschichte des Hainberg-Gymnasiums im engeren Sinne beginnt also vor genau 20 Jahren.

Was war das Hainberg-Gymnasium für eine Schule in der Zeit der Umbenennung? Wie waren die Schülerinnen, die Lehrer und Lehrerinnen? Ich erinnere mich an zwei Veranstaltungen, die ich im Zuge meiner Bewerbung an der Schule durchstehen musste. Zunächst eine Vollversammlung der Schülerschaft in der Aula: Der düstere, damals noch nicht renovierte Raum war brechend voll. Die Schülerinnen hatten eine Liste von Fragen an die Bewerberinnen vorbereitet, die wir, auf dem Podium sitzend, der Reihe nach beantworten mussten. Nur eine ist mir in Erinnerung geblieben: "Wie würden Sie sich als Schulleiter verhalten, wenn

eine Schülerin schwanger wird?" Zu meinem Erstaunen war kein Konkurrent eindeutig meiner Ansicht, dass es sich dabei für die Schule vor allem um ein medizinisches Problem handle: Der Arzt habe festzustellen, wie lange die Schülerin der Schule fernbleiben solle oder dürfe. Anschließend könne sie natürlich ihre Schullaufbahn fortsetzen. -Ich bekam brausenden Beifall. Offensichtlich war eine solche Betrachtungsweise damals noch nicht selbstverständlich. Dieser Äußerung habe ich es wohl vor allem zu verdanken, dass die Schülerschaft in einer anschließenden Wahl mit großer Mehrheit für mich stimmte, das einzige Mehrheitsvotum, leider, das ich bei meinem Bewerbungsverfahren an der Schule erhielt.

Die Schülerinnen, die sich an der Befragung beteiligten, machten einen kompetenten, selbstbewussten und sehr politisch-kämpferischen Eindruck. Obwohl das Bewerbungsverfahren eine Abstimmung der Schülerschaft nicht vorsah, hatten sie die Veranstaltung durchgesetzt. - Die Schülerinnen und Schüler waren in diesen Jahren überhaupt sehr unbequem. Die Studentenunruhen in den späten 60er und frühen 70er Jahren, von denen unsere ganze Gesellschaft durchgerüttelt und tiefgreifend verändert wurde, hatten auch die Schüler erreicht, und dies führte zur Forderungen nach grundlegenden Reformen, besonders nach mehr Demokratie, nach größerer Toleranz auch in diesem Bereich. Vieles was bis dahin noch an Reglementierungen und entmündigender Bevormundung an der Schulen gängige Praxis war, wurde in Frage gestellt und kam aus der Mode. Am Göttinger Mädchengymnasium hatte es sogar Vorschriften darüber gegeben, wie man sich als Gymnasiastin zu kleiden hatte (z.B. keine Hosen!). Damit war es vorbei. In unserer Stadt entstanden besonders heftige Schülerunruhen um einen rechtslastiger Studienrat des Felix-Klein-Gymnasiums die schließlich zu dessen Versetzung führten. Also eine lebendige, politisch wache Schülergeneration, die auch Konflikte nicht scheute und viele Lehrerkollegien verunsicherte.

Ich glaube, dass manche der damaligen Lehrerinnen und Lehrer des Hainberg-Gymnasiums, die meine Ansichten zur Schule zu kennen meinten, mich für eine Art Trojanisches Pferd für all das hielten, was sie nicht an ihrer Schule haben wollten. Daran ist man natürlich immer auch selbst schuld, aber die Zeit

neigte zur Polarisierung. Jedenfalls wurde ich bei meiner Bewerbungsvorstellung vor der Gesamtkonferenz, die noch Herr Weppner, mein liebenswürdiger und geschätzter Vorgänger, leitete, unter anderem gefragt wie ich denn meine politischen Aktivitäten mit der Leitung eines Gymnasiums vereinbaren könne, ob ich es vielleicht in eine Gesamtschule umwandeln wolle usw. Es war das erste Mal, dass ich vor dem Kollegium stand, mit dem ich dann so viele Jahre zusammenarbeiten sollte. Mich beeindruckte in diesem Moment vor allen: die Dominanz des Weiblichen: 1973 gab es unter insgesamt 70 Lehrkräften 18 Männer, also nur 25% (heute sind es 49%). Und relativ viele standen schon in gesetzten: Alter. Es waren vor allem die älteren Kolleginnen, die in dieser Schule den Ton angaben, oft, wie das früher an Mädchenschulen die Regel war, unverheiratet. (Sie wurden sogar noch zu meiner Zeit mit "Fräulein" angesprochen.) Manche von ihnen hatten schon während des Krieges ihr Studium begonnen oder abgeschlossen, viele waren vorzüglich qualifizierte und sehr engagierte Lehrerinnen. Ihre Riege, schulintern scherzhaft-respektvoll "Edeltannen" genannt, führten unter dem väterlichen Direktorat von Herrn Weppner ein strenges Regiment über die Schülereinschule, die von Jahr zu Jahr größer und ungebändiger wurde. Diese Lehrerinnen hatten noch ganz klare Vorstellungen davon, wie eine Gymnasiastin auszusehen, wie sie sich zu benehmen und was sie zu wissen hatte. Die Strenge wurde durch das weibliche Element gemildert, das die ganze Schule prägte. Musik, Theater, Literatur und bildende Kunst spielten im Schulleben eine wichtige Rolle.

Hinzu kam, dass es neben dem eigentlichen Gymnasium, das zu einem vollgültigen Abitur führte, bis 1978 einen besonderen Zweig gab, das Gymnasium für Frauenbildung. Sein Abschluss, im Volksmund abschätzig "Puddingabitur" genannt, verlieh nur eine eingeschränkte Hochschulreife. Aber trotzdem hat dieser dreijährige Lehrgang (Klassen 11-13) vielen jungen Mädchen, vor allem auch Realschülerinnen, den Zugang zu einem anspruchsvollen Beruf oder Studium in einer Zeit geöffnet, als qualifizierte Berufsausbildung für Mädchen durchaus noch nicht selbstverständlich war. In diesem Schulzweig, den Frau Dr. Scheithauer leitete, wurden neben einer etwas reduzierten Allgemeinbildung als charakteristische Fächer Hauswirtschaft und Textiles Gestalten unterrichtet. Die Lehrerinnen, die in diesem Bereich tätig waren, gaben dem Kollegium ebenfalls eine besondere Note. (Noch heute unterrichten drei von ihnen an der

Schule und sorgen zu meiner Freude dafür, dass man und frau an unserer Schule auch heute Ernährungslehre, Kochen, Backen und Handarbeit lernen können.)

Um das Bild nicht zu einseitig werden zu lassen: Es gab auch eine Reihe von Lehrerinnen und Lehrern, ein knappes Drittel, die wesentlich jünger waren als der damals knapp 49jährige Kandidat, der sich im April 1973 bemühte, vor dieser Konferenz einen guten Eindruck zu machen. Es nützte nichts. Die Mehrheit entschied sich gegen mich. - Was dann folgte, bei den Auseinandersetzungen zwischen dem damaligen Kultusminister Prof. v. Oertzen, der mich vorgeschlagen hatte, und dem Schulträger, der das Votum der Schule übernahm und einen anderen Bewerber favorisierte, möchte ich nicht ausbreiten. Sogar ein Verwaltungsgericht wurde bemüht, das entscheiden musste, ob der Kultusminister mich ernennen dürfe. Als diese Frage geklärt war, wurde ich, zwei Jahre nach meiner Bewerbung, am 7 Januar 1975 in mein Amt eingewiesen.

Das waren keine günstigen Voraussetzungen für meinen Dienstbeginn. Ich hatte mir während des quälend langen Verfahrens natürlich auch überlegt, ob ich meine Bewerbung nicht zurückziehen sollte. Eigentlich war es gerade die extreme Überspitzung des Widerstands gegen meine Ernennung, die mich überzeugte, dass es nicht wirklich um meine Person ging, sondern um die schulpolitische Richtung, die die neue SPD-Mehrheit in Hannover damals vertrat: Die Einführung der Orientierungsstufe wurde vorangetrieben, die Oberstufenreform vorbereitet und ein Schulgesetz verabschiedet, das Veränderungen in vielen Bereichen der Schule mit sich brachte. Auch auf Bundesebene wurde heftig um eine neue Bildungspolitik gerungen. (Der Deutsche Bildungsrat, ein seit 1966 bestehendes Gremium hochrangiger Experten und Politiker, veröffentlichte 1970 seinen "Strukturplan für das Bildungswesen", der für alle Ebenen Reformen vorschlug.) Man kann sich heute nur noch schwer vorstellen, welche Wogen der Erregung, zustimmende wie ablehnende, damals durch die Öffentlichkeit gingen. Ich denke manchmal fast mit Wehmut daran, wie engagiert in diesen Jahren über bildungspolitische Fragen: über Chancengleichheit, Gesamtschule, Integration von beruflicher und allgemeiner Bildung, Formen des Abiturs usw., aber auch über die Inhalte und Methoden des Unterrichts, Mitbestimmung von Schülern und Eltern etc. diskutiert und gestritten wurde. Unter diesen allgemeinen Bedingungen war es unvermeidlich, dass der Abschied von der Idylle des Mädchengymnasiums zu einem für manche schmerzhaften Prozess wurde: Die allmählich wachsende Zahl der "männlichen Schüler" brachte ungewohnte, rauhere Verhaltensweisen ins Haus, und auch die Mädchen

verhielten sich auf einmal anders. Außerdem wurde das Hainberg-Gymnasium, und nicht nur dieses, Jahr um Jahr von immer größerem Schülermassen überflutet. Nur mit Notmaßnahmen konnte man ihrer Herr werden, (Der Höhepunkt war mit 1670 Schülerinnen und Schülern erreicht.) Und als Folge dieses Wachstums kamen viele neue Lehrerinnen und Lehrer, meist um die Dreißig, von den Universitäten zu uns, die die Jahre nach 68 im Studium erlebt hatten. Ihr Engagement in pädagogischen und bildungspolitischen Fragen war gegenüber früheren Studentengenerationen sehr gewachsen. Da ich neben dem Schulunterricht auch Proseminare an der Universität gab und Referendare ausbildete, erfuhr ich das ganz unmittelbar, Ich habe damals viel von den Jüngeren gelernt, die manches ganz anders anfassten und manches wussten, was ich mir erst erarbeiten musste. Meine Sicht der Schule, mein Unterricht, mein Umgang mit Schülerinnen und Schülern haben sich damals sehr verändert, zum Besseren, wie ich meine. Aber natürlich gab es dazu auch ganz andere Auffassungen.

Das Zusammentreffen von so vielen Konfliktfaktoren und Schwierigkeiten war ohne Zweifel eine Überforderung sowohl der einzelnen wie auch des ganzen Kollegiums. Dauernd mussten Gesamt- und Teilkonferenzen weitreichende Beschlüsse über die Durchführung einschneidender Neuerungen fassen, die von den einen innerlich abgelehnt, von anderen begrüßt wurden: über Organisationsprobleme, über neue Unterrichtsinhalte und -methoden, ja sogar über die Einführung völlig neuer Fächer (z.B. "Werte und Normen") usw. Das führte regelmäßig zu heftigen, polarisierenden Debatten, zu Grabenkämpfen und Kampfabstimmungen, die auf Außenstehende erschreckend gewirkt haben müssen. Sicher habe auch ich mit dazu beigetragen, dass die Wogen am Hainberg-Gymnasium damals höher gingen als an anderen Gymnasien, durch meine Art und weil ich mich offen auf die Seite der Neuerer gestellt hatte. Das wichtigste und konfliktträchtigste Thema war die Ausgestaltung der Oberstufenreform. Da ich darüber schon im Jubiläumsjahrbuch 1988 ausführlich berichtet habe, möchte ich das nicht wiederholen. Aber es gab noch viele andere nicht unbedeutende Entscheidungsbereiche.

Diese Phase in der Entwicklung unserer Schule war notwendig. Die Auseinandersetzungen - so heftig sie manchmal waren - wurden übrigens von den meisten mit Sachverstand und auf hohem Niveau geführt. Ich denke, dass wir in dieser Zeit viel voneinander gelernt haben. Die Klärung der Standpunkte war die Voraussetzung dafür, dass unsere Schule ihr neues, eigenes Profil gewinnen konnte.

Auch die Schülerschaft ist manchmal in diese Dinge hineingezogen worden, aber im ganzen wird sie sich wohl nicht zu sehr darum gekümmert haben. Sie hatte andere Probleme. Binnen weniger Jahre hatte sie sich auch schon rein äußerlich sehr verändert. Die Turnschuhgeneration mit ungepflegten Haaren, in zerschissenen Jeans, T-Shirt und Parka löste allmählich die adretten Mädchen ab, die vormals die Schule bevölkert hatten. Der Umgangston zwischen den jüngeren Lehrern und den Schülern hatte sich sehr gelockert. Als die Oberstufenreform begann, setzte sich in vielen Lerngruppen das Du als gegenseitige Anrede durch zum Entsetzen unserer damaligen Schulräte. Meilensteine in diese Richtung waren die ersten Freizeiten der 11. Klassen. Diese gemeinsamen Wochen in Katlenburg, Silberborn, Braunlage Andreasberg und anderswo, auf denen sich Lehrer und Schüler zu Beginn der Oberstufe kennenlernen sollten, waren etwa: ganz Neues und Einmaliges, das besonders am Anfang viel zum Entstehen einer veränderten Schulklimas am Hainberg-Gymnasium beigetragen hat. Uns ging es dabei vor allem darum, die Schülerinnen und Schüler auf die ungewohnte Situation in der Oberstufe (wechselnde Lerngruppen statt fester Klassen) vorzubereiten, und die Realschülerinnen, die aufgrund neuer Bestimmungen nach der Klasse 10 in größerer Zahl zu uns kamen, zu integrieren. Das Heimischwerden unter neuen Bedingungen sollte allen so leicht wie möglich gemacht werden.

Das war damals vielleicht noch nötiger als heute. Denn es war eine sehr gefährdete Schülergeneration, durchdrungen von Protest und Widerstand gegen die Gesellschaft, gegen die offizielle Politik, die sie als verlogen empfand, gegen ihre Eltern und natürlich auch gegen die Schule. (Der Pink Floyd-Song "We don't need no education" entstand nicht zufällig in dieser Zeit.) Sprunghaft nahm die Zahl der "Aussteiger" zu, die in der Schule nur ein Zwangsinstitut zur Vorbereitung auf eine bürgerliche Karriere sahen, die sie ablehnten. Während die Älteren - trotz allem - noch glaubten, dass wissenschaftlicher und technologischer Fortschritt etwas Notwendiges und Gutes seien, überwältigte viele Jugendliche ein Gefühl der Ohnmacht, das einige sogar in die Verzweiflung trieb ("No-Future-Generation"). Als Ausweg griffen sie zur Droge, die damals zu einem ernststen Problem der Schulen wurde. In meiner eigenen Tutorengruppe musste ich damals erleben, wie ein Schüler, Sohn eines Wissenschaftlers, sich zunächst einer - wie er

mir sagte - anarchistischen Grupp« anschloss, dabei offensichtlich an Dealer geriet, unter Drogeneinwirkung aus einem Fenster stürzte und starb. Dies war ein tragischer Extremfall. Keine Ausnahme war es aber, dass nicht zuletzt Kinder aus bürgerlichen, aus Akademikerfamilien die Schule abbrachen *oder nach dem Abitur gerade nicht Ärzte, Juristen, Lehrer usw. werden wollten, wie ihre Eltern, sondern einen Handwerksberuf erlernten oder gar jeden Beruf ablehnten. Sie lebten von Gelegenheitsjobs oder verschwanden für Jahre auf einer Weltreise. Inzwischen ist es normal geworden, dass ein Teil der Abiturientinnen und Abiturienten nicht oder nicht sofort studiert, sondern einen praktischen Beruf wählt. Ich finde das auch gut. Aber damals war es neu und brachte ungewohnte Probleme. Das inzwischen gewachsene Renommee unserer Schule als besonders "liberales" Gymnasium führte natürlich auch dazu, dass sich hier mehr Schülerinnen und Schüler mit solchen Tendenzen trafen als anderswo.*

Typisch für die damaligen Probleme am Hainberg-Gymnasium war der Konflikt um die sogenannte "Teestube", eine von der Oberstufe mit Sperrmüllmöbeln eingerichtete Dachwohnung in einem Haus auf dem Schulgrundstück, das später der neuen Sporthalle Platz machen musste. (Die größeren Räume wurden zum Unterricht benutzt.) Für eine bestimmte Schülergruppe wurde diese Teestube bald ein wichtiger Treffpunkt. Auch Lehrer kamen manchmal, um mit ihren Schülern zu diskutieren und zu feiern. Eine Art von Aufsicht war organisiert, aber ich hatte doch Bauchweh, wenn ich die - nach meinem konventionellen Geschmack jedenfalls - verwahrlosten Höhlen mit ihren verschlissenen Sesseln und Matratzen sah, die natürlich nur mit Kerzen erleuchtet wurden und vom schweren Geruch der Räucherstäbchen erfüllt waren. Aber welche Risiken nimmt ein "fortschrittlicher" Pädagoge nicht in Kauf! - Als der Tag des Abbruches näher rückte, probte die Teestubengruppe den Aufstand, und viele Schülerinnen und Schüler solidarisierten sich mit ihr: man brauche doch gar keine neue Sporthalle, das Haus sei erhaltenswert und dürfe nicht zerstört werden usw. Als trotzdem abgerissen wurde, rächten sich einige, indem sie in einer Nacht das gesamte, z.T. gerade renovierte Schulgebäude innen und außen mit Protestparolen und mehr oder weniger geistreichen Sprüchen besprühten. Es entstand hoher Sachschaden. Die Öffentlichkeit war empört, der Ruf der Schule

nahm Schaden und vor allem brachen im Kollegium noch einmal die alten Gegensätze auf die ich schon überwunden glaubte. Es begann in der Schule auf allen Ebenen, zwischen den Lehrern, zwischen Lehrern und Schülern und zwischen Eltern und Schule, eine lebhaft Diskussion. - Ich selbst war von diesem Ausbruch von Vandalismus sehr betroffen. Rückblickend denke ich aber, daß er tatsächlich, wie einige Kollegen schon damals vermuteten, eine Katharsis, eine Art von reinigendem Gewitter auslöste. Wir mussten über unsere pädagogische Arbeit noch intensiver und genauer nachdenken, manche Illusionen über Bord werfen und nach neuen Ansätzen suchen.

Dass die Konsequenzen nicht einfach darauf hinausliefen, die Schülerschaft durch Druck, disziplinarisch und im Bereich der Leistungsanforderungen, an die Kandare zu nehmen, zeigt, wie sich die Lehrerschaft des Hainberg-Gymnasiums inzwischen gewandelt hatte. Damit meine ich keineswegs vorwiegend die fortschreitende personelle Verjüngung, sondern beziehe die Älteren, zu denen ich ja selbst gehörte, mit ein. Das Kollegium hatte vielmehr allmählich eine gewisse gemeinsame Linie gefunden, die, so denke ich, mehr war als ein bloßer modus vivendi. Dies wurde unter anderem deshalb möglich, weil sich über die stürmischen Intermezzi hinweg eine Form des Umgangs miteinander, eine angenehme Geselligkeit erhalten und weiter entwickelt hatte, die es für die meisten erfreulich machte, in diesem Kollegium zu arbeiten und mit ihm zu leben. Fast alle, die von außen zu uns kamen, neue Lehrkräfte, Referendare, Gäste, fühlten sich bald bei uns zu Hause und lobten die zwanglose Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft. Das war eine der Voraussetzungen dafür, dass gegenseitiges Hospitieren, gemeinsame Unterrichtsvorbereitungen, überhaupt Kooperation keine Ausnahmeerscheinungen blieben.

Die Lehrerschaft des Hainberg-Gymnasiums fand sich in ihrer Mehrzahl aber auch durch gemeinsame politisch-moralische Grundauffassungen verbunden. Die Friedensbewegung, der Protest gegen die "Nachrüstung", der Kampf gegen die weitere Zerstörung der Umwelt, die Probleme der Dritten Welt, das Aufkommen eines neuen Rechtsradikalismus usw. durften ja schon deshalb nicht vor der Schultür bleiben, weil sich viele Jugendliche davon zunehmend bedroht fühlten

und die Solidarität ihrer Erzieher forderten. - In der Schulpolitik war die Zeit der großen Kämpfe dagegen vorbei. Die neue Aufgabe war, unter veränderten schulpolitischen Bedingungen das Profil des HainbergGymnasiums als liberale, schülerfreundliche, fortschrittliche Schule zu erhalten und auszubauen.

Wenn sich die Schule Anfang der 80er Jahre innerlich stabilisiert hatte, so hieß das keineswegs Ruhe oder gar Stagnation. Nach der Einführung der Orientierungsstufe konnte endlich manches verwirklicht werden, was aus Raummangel bisher unterblieben war. Ich will das hier nicht aufzählen. Doch es gab auch neue Krisen. Auf eine möchte ich noch eingehen, weil ich wohl selbst dafür den größten Teil der Verantwortung übernehmen muß: Als im Sommer 1982 die ersten Orientierungsstufenschülerinnen bei den weiterführenden Schulen angemeldet wurden, waren es bei uns deutlich weniger als an den anderen Göttinger Gymnasien. Außerdem war der Anteil der "nur" zur Realschule Empfohlenen und der Mädchen deutlich höher. Die Gründe, die ich dafür sehe, waren vielfältig. Erstens war das Hainberg-Gymnasium in den Augen der Bevölkerung noch immer das Mädchengymnasium, auf das Jungen nicht so ohne weiteres gehen wollten. Zweitens war es die Schule, auf der es vor nicht zu langer Zeit diese Unruhen gegeben hatte. Drittens gingen viele Realschulabsolventen nach der 10. Klasse dorthin und machten das Abitur. Konnte das ein richtiges Gymnasium sein? Und viertens: Der Schulleiter hatte mehrfach öffentlich verkündet, auch Schülerinnen und Schüler, die nicht für das Gymnasium empfohlen worden seien, hätten nach dem Schulgesetz eindeutig das Recht auf Aufnahme in diese Schulart; sie hätten sogar nicht unerhebliche Chancen, dort weiterzukommen. - Als wir die Anmeldungen zusammenzählten und sie mit denen der anderen Gymnasien verglichen, waren wir alarmiert. Die Schule war zwar noch immer überfüllt, aber der Trend durfte sich nicht verstärken. Ich stand zu meinen Vorstellungen von Schule und bin dem Kollegium noch heute dankbar, dass es mir in dieser Situation folgte und nicht von den pädagogischen und schulpolitischen Grundsätzen abgewichen ist, die wir in den letzten Jahren erarbeitet hatten. Unsere Antwort war nicht, eine "härtere" Gangart einzulegen. Wir versuchten vielmehr zu beweisen, dass auf einer betont schülerfreundlichen, auch für problematische Kinder offenen Schule und bei einem -soweit wie

möglich - eher auf Förderung denn auf Auslese gerichteten Unterricht ebenfalls viel geleistet werden kann. Dies gelang. Das Hainberg-Gymnasium nimmt seitdem einen akzeptierten Platz unter den Göttinger Gymnasien ein, ohne Abstriche von seinem Grundkonzept gemacht zu haben.

Inzwischen hatte die Schülerschaft erneut äußere und innere Metamorphosen durchgemacht. Zum Beispiel hatte der Alkoholkonsum unter den Jugendlichen zugenommen. Die Freizeitgewohnheiten änderten sich unter dem Einfluss von zunehmendem Wohlstand, von Videos und Computern. Aber es wuchs auch das Umweltbewusstsein, das Verantwortungsgefühl für den Frieden, für die Dritte Welt und für Minderheiten. Die ersten Punks in greller Aufmachung, mit buntgefärbten und kühn gestylten Frisuren tauchten bei uns auf. Später kamen Liebhaber des Military-Looks dazu. Ganz allmählich näherte sich das äußere Bild dem der heutigen Schülerschaft, die mir weniger Toleranz im Ästhetischen abverlangt. Gefährdet, voller Probleme und Ängste ist natürlich auch diese Generation und verlangt erneuerte pädagogische Anstrengungen.

Im ganzen habe ich das letzte halbe Jahrzehnt bis zu meiner Pensionierung als eine Phase der Konsolidierung der Schule empfunden, als Gelegenheit zum Atemholen. Das war vielleicht eine Illusion, eine Verklärung. Jedenfalls habe ich mich in dieser Zeit unter den Lehrern, Schülern und Eltern besonders wohl gefühlt. Meine Nachfolger, meine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen werden eher den Berg von hinterlassenen und neuen Problemen sehen, den sie bewältigen müssen, um das Hainberg-Gymnasium in das dritte Jahrzehnt seines Bestehens wohlbehalten hinüberzuführen.

Hellmut Roemer